

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Donovan, Rebecca

Liebe verrät

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

die Büchse der Pandora

*B*onne Année!«, brüllte Sara über Musik und Stimmengewirr hinweg ins Telefon. Ich konnte sie kaum verstehen. Vielleicht lag es aber auch daran, dass sie von Paris aus anrief und die Verbindung nicht gerade die beste war.

»Dir auch ein frohes neues Jahr«, antwortete ich laut. »Obwohl es hier eigentlich noch neun Stunden dauert, bis es so weit ist.«

»Also, von meinem Standpunkt aus betrachtet, sieht das neue Jahr verdammt fabelhaft aus! Die Party ist irre. Ein Designer-Besäufnis«, rief sie kichernd, und es klang, als wäre auch sie nicht mehr ganz nüchtern. »Ich hab mein Kleid selbst entworfen, extra für heute Abend.«

»Es sieht bestimmt toll aus, ich wünschte, ich könnte es sehen.« Allmählich fragte ich mich, ob wir uns das ganze Telefonat über so anbrüllen wollten, aber Sara machte keine Anstalten, sich an einen ruhigeren Ort zurückzuziehen. Ich beschwerte mich trotzdem nicht, denn ich wollte unbedingt ihre Stimme hören, so albern Sara auch gerade drauf war. Seit im Herbst das Austauschprogramm gestartet war, hatte ich sie viel zu selten gehört.

Den letzten Sommer und überhaupt sämtliche Ferien unseres ersten Collegejahrs hatte sie mit mir in Kalifornien verbracht. Ihre Besuche alle paar Monate hatten mein Leben beinahe erträglich gemacht, aber das zweite Jahr hier war bisher ziemlich mies gelaufen. Wären meine Mitbewohnerinnen nicht gewesen, hätte ich außer Fußball und Uni nichts getan.

»Du wirst dich aber nicht wieder in dein Zimmer einschließen wie letztes Silvester, oder?«

»Ich werde mich nicht *einschließen*, aber ich bleibe hier«, erwiderte ich. »Wo ist eigentlich Jean-Luc?«

»Er holt gerade eine Flasche Champagner für uns. Ich schicke dir ein Bild von meinem Kleid, sobald wir aufgelegt haben.«

»Hey, Em ...« Meg streckte den Kopf zur Tür herein, bemerkte aber sofort, dass ich telefonierte. »Sorry. Ist das Sara?«

Ich nickte.

»Hi, Sara!«, rief Meg laut.

»Hi, Meg!«, schrie Sara zurück.

»Hm, ich glaube, sie hat dich gehört, Sara«, erklärte ich und rieb mir mein schmerzendes Ohr. »Mir ist dafür allerdings das Trommelfell geplatzt.« Meg grinste.

»Ich muss Schluss machen«, schrie Sara unbeirrt weiter. Im Hintergrund erklang dröhnendes Gelächter. »Jean-Luc ist mit dem Champagner gekommen. Ich ruf dich morgen an. Hab dich lieb, Em!«

»Tschüs, Sara«, antwortete ich. O Mann, ich vermisste sie so. Manchmal fragte ich mich, ob ihr das klar war. Ich hatte es ihr nie gesagt. Aber ich vermisste sie ... sehr.

»Klingt, als hätte sie eine Wahnsinnsnacht«, bemerkte Meg und setzte sich auf mein Bett. »Ich konnte die Party ja durchs ganze Zimmer hören.«

»Wann fährst du?«, fragte ich sie, denn ich wusste, dass sie sich mit ein paar Freunden in San Francisco treffen wollte.

»In einer Stunde. Wir wollen vor der Party noch was essen.«

Mein Handy piepte, und ein Bild von Sara erschien auf dem Display. Sie sah absolut umwerfend aus in ihrem dunkelgrün schimmernden Kleid. Es erinnerte an die zwanziger Jahre, entblößte ihre Schultern, schloss sich aber am Hals zu einem hohen Kragen. Ihre wilden Locken hatte sie im Nacken zusammengesteckt, die

Lippen waren leuchtend rot geschminkt, und ihre Augen funkelten, während Jean-Luc sie, in der Hand die Champagnerflasche, auf die Wange küsste.

Ich zeigte Meg das Foto. »Sexy. Hat sie das Kleid selbst entworfen?«

»Jawohl«, bestätigte ich.

»Unglaublich.«

»Stimmt.«

Ich legte das Handy auf den Schreibtisch, als Meg fragte: »Würdest du mir deine schwarzen Stiefel leihen?«

»Na klar«, antwortete ich und wandte mich wieder meinem Laptop zu. Eigentlich war ich gerade dabei, mir das Lesematerial fürs nächste Quartal herunterzuladen. »Sie sind in dem Karton unter dem Bett.«

»Du kannst es dir immer noch anders überlegen und doch mitkommen«, meinte Meg, und ich hörte, wie sie den Schuhkarton über den Teppichboden zog.

»Danke, aber ich hab mich schon darauf eingestellt, hierzubleiben. Ich bin kein großer Silvesterfan«, erklärte ich und bemühte mich, mir den wahren Grund dafür nicht anhören zu lassen. Als ich das letzte Mal gefeiert hatte, war das neue Jahr voller Verheißungen auf eine glückliche Zukunft gewesen. Jetzt war der 31. Dezember nichts weiter als ein Kalenderblatt, das abgerissen wurde, genau wie alle anderen.

»Em, ich flehe dich noch einmal an, bitte, bitte komm mit«, jammerte Peyton von der Tür her. »Ich möchte echt nicht mit Brook gehen. Du kommst nie mit, und heute ist Silvester. Mach doch wenigstens dieses eine Mal eine Ausnahme!«

Ich wirbelte mit meinem Drehstuhl herum und wollte zum tausendsten Mal ablehnen. Aber ehe ich ein Wort herausbrachte, leuchteten Peytons Augen auf, und ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf Meg. »Oh, was ist denn das?«

Ich folgte ihrem neugierigen Blick, während sie ganz ins Zimmer trat. Meg hatte gerade den Deckel vom Karton genommen. Vom falschen Karton. Eine Wolke verdrängter Erinnerungen und unermesslichen Herzschermerzes breitete sich im Zimmer aus. Ich bekam keine Luft mehr.

Meg schnappte sich das weiße T-Shirt mit den blauen Handabdrücken, das Peyton in die Höhe hielt.

»Lass das, Peyton!«, schimpfte Meg laut, während ich wie gelähmt auf meine zur Schau gestellte Vergangenheit starrte.

Das Verschwinden ist anscheinend immer noch nicht deine Stärke.

Ganz deutlich hörte ich seine Stimme in meinem Kopf, und ich bekam eine Gänsehaut.

»Der ist ja toll«, meinte Peyton bewundernd und faltete meinen rosa Pulli auseinander. »Kann ich ihn haben?«

»Nein! Hör auf damit, Peyton!« Meg nahm ihr den Pulli weg und legte ihn zurück in den Karton. »Tut mir leid, Em.«

Eine Welle schmerzlicher Gefühle durchzuckte mich und zwang mich, mehr zu empfinden als in den gesamten letzten anderthalb Jahren. Es war, als würde ich ausgepeitscht, jeder einzelne meiner Nerven lag blank.

Ehe Meg den Deckel wieder auf meine Vergangenheit legen konnte, zog Peyton noch schnell eine kleine Schmuckschachtel aus dem Karton.

Die kriegen Sie nicht. Meinetwegen gebe ich Ihnen das Geld, aber die Kette bekommen Sie nicht!

Das Echo der Verzweiflung hallte in mir wider, die Erinnerung an kalte, harte Augen versetzte mich einen kurzen Moment lang in Panik und erlöste mich von meiner stummen Qual.

Ich sprang vom Stuhl auf und riss Peyton die blaue Schachtel aus der Hand. Erschrocken stolperte sie einen Schritt zurück, während ich die Schachtel mit einer blitzschnellen Bewegung in den Karton zurückwarf und den Deckel draufknallte. Mein Herz

klopfte so schnell, dass meine Hände zitterten. Ich umklammerte den Deckelrand und wartete, dass der Schmerz endlich nachließ. Es war zu spät. Das Öffnen des Kartons hatte einen Sturm an Schuldgefühlen und Verzweiflung ausgelöst, an Empfindungen, die ich tief in mir vergraben hatte und die sich jetzt nicht einfach so wieder wegschließen ließen.

»Tut mir leid, Em«, flüsterte Peyton. Ich drehte mich nicht um, sondern schob den Karton wortlos zurück unter mein Bett und holte tief Luft. Mein Herz war in Brand geraten. Wie bei einem Blatt Papier züngelten die Flammen langsam zur Mitte vor. Ich schloss die Augen und versuchte, das Feuer zu löschen, doch es gelang mir nicht.

»Ich gehe joggen«, murmelte ich kaum hörbar.

»Okay«, antwortete Meg vorsichtig. Ich mied ihren Blick, aus Angst, was sie sonst darin entdecken könnte. Sie komplimentierte Peyton aus meinem Zimmer. »Bis dann.«

Ich schlüpfte in meine Laufklamotten, nahm meinen iPod und war innerhalb weniger Minuten draußen. Mit dröhnend lauter Musik in den Ohren lief ich los, steigerte das Tempo, bis meine Oberschenkel brannten, und rannte unbefahrene Seitenstraßen entlang, bis ich in den Park gelangte. Dort blieb ich stolpernd stehen, unfähig, den Gefühlssturm länger zu unterdrücken. Meine zitternden Hände ballten sich zu Fäusten, und ich stieß einen gellenden Schrei aus. Ich schrie und schrie, bis ich kurz davor war, zusammenzubrechen.

Dann rannte ich weiter, ohne mich darum zu kümmern, ob ich irgendwelche Aufmerksamkeit erregt hatte.

Als ich wieder zu Hause ankam, tropfte mir eine Mischung aus Tränen und Schweiß vom Gesicht. Die Erschöpfung hatte das Feuer zwar eingedämmt, aber in meinem Inneren glühte es weiter, egal, wie sehr ich mich auch dagegen wehrte. Was konnte ich tun, damit die Qual wieder in der Dunkelheit verschwand und

ich mich in meine Gefühllosigkeit zurückziehen konnte? Allein würde ich es nicht schaffen, ich brauchte Hilfe.

»Peyton!«, rief ich die Treppe hinauf. Sie drehte die Musik in ihrem Zimmer leiser und streckte den Kopf aus der Tür.

»Hey, Em. Was gibt's?«

»Ich komme mit«, keuchte ich, noch immer außer Atem.

»Was?«, fragte sie. Offenbar glaubte sie, sie hätte sich verhöhrt.

»Ich gehe mit dir auf die Party«, wiederholte ich etwas ruhiger und deutlicher.

»Ja!«, rief sie. »Ich hab auch das perfekte Tanktop für dich!«

»Großartig«, murmelte ich und ging in die Küche, um mir ein Glas Wasser zu holen.

»Du hast ja keine Ahnung, wie sehr ich mich freue, dass du es dir anders überlegt hast«, zwitscherte Peyton, als wir am Ende der völlig zugeparkten Straße aus ihrem roten Mustang stiegen. Selbst aus dieser Entfernung war die Musik schon deutlich zu hören.

»Schön«, antwortete ich zerstreut. Ich musste mich ablenken von den Stimmen in meinem Kopf. Ich musste den Weg zurück in die Gefühllosigkeit finden.

»Da drin kannst du dein Sweatshirt aber nicht anlassen«, ermahnte mich Peyton, als ich die Autotür schließen wollte.

»Aber es ist kalt draußen«, protestierte ich.

»Auf der Party garantiert nicht, und das Haus ist ganz nah. Komm schon, Em. Reiß dich zusammen.«

Widerwillig zog ich das Sweatshirt aus, warf es fröstelnd zurück ins Auto und stand nur noch in dem geliehenen Glitzertanktop da.

»Viel besser«, lobte Peyton mit einem strahlenden Lächeln, kam zu mir auf den Gehweg und hakte sich bei mir unter. »Dann mal los, lass uns so richtig feiern.«

Sie schlenderte munter neben mir her in ihrem schulterfreien roten Kleid. Die goldblonden Haare fielen ihr glatt und glänzend

über den Rücken. Ihre blaugrünen Augen blitzten aufgeregt, während wir uns der Musik näherten, die mit jedem Schritt lauter zu werden schien. Ich fragte mich, warum noch niemand die Polizei gerufen hatte, aber als ich mich umschaute, wurde mir klar, dass es in dieser Gegend weit und breit nur Collegeunterkünfte gab. Wahrscheinlich waren die meisten Bewohner entweder in den Winterferien oder bei der Party.

Schließlich erreichten wir ein beigefarbenes Haus mit einem großen weißen Zelt im Garten. Ein paar Jungs verteilten am Eingang Diademe und Zylinder; Peyton setzte sich ein Diadem auf den Kopf, ich nahm mir einen Zylinder. Ein anderer Typ schöpfte eine rote Flüssigkeit aus einem Mülleimer und stellte jeweils einen Becher vor uns auf den Tisch.

Als ich mir meinen Becher griff, machte Peyton große Augen. »Du weißt schon, dass da Alkohol drin ist, oder?«

»Ja, ich weiß«, antwortete ich leichthin und trank unbeirrt einen Schluck. Das Zeug erinnerte mich an einen überzuckerten Früchtepunsch. Das war ja einfacher, als ich gedacht hatte. Warum hatte meine Mutter sich nur für Wodka pur entschieden, wenn es so etwas gab?

»Aber du trinkst doch keinen Alkohol.« Peyton war offensichtlich immer noch schockiert.

»Neues Jahr, neue Gewohnheiten«, erklärte ich lässig und hielt meinen Becher in die Höhe.

Sie grinste, und wir stießen an. »Auf alles Neue!« Als Peyton an ihrem Becher nippte, beschloss ich, meinen gleich auszutrinken, denn ich wollte den Alkohol möglichst schnell spüren. Schließlich war ich nur aus diesem Grund hier.

»Em!«, ermahnte mich Peyton. »Ich weiß, man schmeckt es nicht, aber da ist eine ganze Menge Alkohol drin! Vielleicht solltest du es lieber ein bisschen ruhiger angehen lassen.«

Ich zuckte die Achseln und nahm mir einen neuen Becher.

Dann traten wir in das überfüllte Zelt und drängten uns zur Bühne durch, auf der eine Band spielte. Die ohrenbetäubende Musik erstickte jedes Gespräch im Keim – was mir nur recht war.

»Hey!«, rief Peyton einem großen Typen mit welligem braunem Haar zu, der karierte Collegeklamotten trug. Offensichtlich kannte sie ihn.

»Ich hab schon auf dich gewartet«, antwortete der Karo-Typ.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich komme«, meinte sie fröhlich, deutete dann auf mich und fuhr fort: »Tom, das ist Emma, meine Mitbewohnerin, die du noch nicht kennst.«

»Wow«, meinte Tom. »Du bist also tatsächlich hier, kaum zu glauben.«

Ich rang mir ein Lächeln ab und fragte mich, was Peyton ihm wohl über mich erzählt hatte. Ich konnte es mir ungefähr vorstellen.

»Das ist Cole«, fügte Tom hinzu und lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen breitschultrigen blonden Typen, der neben ihm stand.

»Hi«, sagte Cole mit einem Nicken und lächelte. Peyton stieß mich mit dem Ellbogen an. Ich ignorierte sie, erwiderte das Nicken bestenfalls ansatzweise und trank stattdessen rasch noch einen Schluck aus meinem Becher.

Aber Peyton ließ nicht locker, packte Tom am Arm und verkündete: »Ich brauche noch was zu trinken.« Verwirrt sah Tom auf ihren vollen Becher, ließ sich aber trotzdem mitziehen. Ich warf Peyton einen wütenden Blick zu, den sie mit einem Grinsen quittierte.

»Amüsiertst du dich gut?« Cole musste schreien, um den Krach von der Bühne zu übertönen. Ihn schien die erzwungene Zweisamkeit nicht im Geringsten zu stören. Ich gab ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, dass ich ihn nicht hören konnte, aber anstatt seine Frage zu wiederholen, beugte er sich zu mir und sagte: »Ich hab mich schon gefragt, ob du überhaupt wirklich existierst.

Ich hab viel von dir gehört, dich aber nie irgendwo gesehen.« Da ich ihn nicht dazu ermuntern wollte, noch näher zu kommen, wich ich ein Stück zurück und ließ den Blick über die Menge schweifen. »Du redest nicht viel, was?«, stellte Cole fest.

Ich schüttelte nur den Kopf und nahm einen weiteren großen Schluck, um endlich das Feuer in mir zu löschen. Es loderte immer noch unter der Oberfläche. Wie war ich bloß auf die Idee gekommen, diese Party könnte mir guttun?

Du bist wundervoll.

Womit hab ich dieses Kompliment verdient?

Mit allem, einfach allem – du bist wundervoll.

Alles an mir spannte sich an, als unsere Stimmen durch meinen Kopf schossen. Bilder meiner letzten Silvesterparty drohten aus der Tiefe aufzutauchen, aber ich ertränkte sie hastig mit einem weiteren Schluck der roten Flüssigkeit.

»Wirst du überhaupt irgendwann etwas sagen?«, fragte Cole und riss mich aus der schmerzlichen Erinnerung, wie ich in Evans Armen das Feuerwerk über unseren Köpfen beobachtet hatte.

»Hm?« Jetzt blickte ich doch zu ihm auf. »Was möchtest du denn gern hören?«, erwiderte ich herausfordernd.

»Na ja, das war zumindest ein Anfang«, meinte er spöttisch. Meine Unhöflichkeit beeindruckte ihn anscheinend nicht sonderlich. »Studierst du in Stanford?«

Ich nickte lediglich, bemerkte dann aber im letzten Moment seinen etwas vorwurfsvollen Blick und riss mich zusammen. »Du auch?«, fragte ich zurück.

»Ja, drittes Studienjahr«, antwortete er.

»Zweites«, erwiderte ich, deutete mit dem Finger auf meine Brust und kam der nächsten Frage gleich zuvor: »Medizin.«

Das schien ihn zu beeindrucken. »Wirtschaftswissenschaften«, erklärte er. Ich nickte. »Spielst du Fußball mit Peyton?«, fragte er weiter.

Ich seufzte und trank den nächsten Schluck. Diese banale Konversation gefiel mir überhaupt nicht. »Ja. Bist du auch in einer Sportmannschaft?«

»Nein. In der Highschool hab ich Lacrosse gespielt, aber hier mach ich keinen Sport.«

Ich war nicht auf dieser Party, um mich zu unterhalten oder um jemanden kennenzulernen, also musste ich weg von diesem Kerl. Und mir war es auch vollkommen egal, was er von mir dachte. Mit einem großen Schluck leerte ich meinen Becher.

»Ich brauch was zu trinken«, verkündete ich. »Bis dann.« Ehe er antworten konnte, war ich schon weg und suchte in der Menge nach einem Tisch mit Getränken. Die Band machte gerade Pause, stattdessen kam ein DJ auf die Bühne und zog sofort eine Schar Tanzlustiger an.

Ich fühlte immer noch zu viel. Bisher hatte ich in meinem Leben höchstens ein paar Schlucke Alkohol getrunken und demzufolge auch keine Ahnung, wann ich etwas davon merken würde. Ebenso wenig wusste ich, wie genau es sich anfühlen würde. Meine Mutter betäubte ihren Schmerz mit Alkohol, und obwohl ich geschworen hatte, die Finger davon zu lassen, wusste ich, dass der Leidensdruck nur groß genug sein musste, damit man dieses Gefühl brach. Und ich wollte meinen Schmerz nicht mehr fühlen.

Ich drängte mich durch die Menge zur anderen Seite des Zelts, wo auf einem Tisch reihenweise gefüllte Becher standen.

»Na, brauchst du was zu trinken?«, fragte eine Stimme dicht an meinem Ohr.

Als ich mich umdrehte, sah ich vor mir einen dünnen, aber durchtrainierten Typen mit dunklen Wuschelhaaren und einem schmalen Kinnbärtchen. Ein Tattoo zog sich von seinem Ohr den Nacken hinunter, neben ihm standen ein paar Typen in ähnlichen T-Shirts und zerrissenen Jeans. Anscheinend gehörte er zur Band.

»Redest du mit mir?«